

Peter Fuchs

## **Einschüchternde Schüchternheit – Essay zur sozialen Bedeutung von ‚Selbstexklusion‘**

"Die Blütenblätter ihres Geistes waren nur  
einfach vor Angst ineinander gefaltet."  
Tennessee Williams

„Intelligenz macht schüchtern."  
Erasmus von Rotterdam

"Bei Huren und bei Tisch darf man nicht schüchtern sein"  
Chinesisches Sprichwort

Schüchternheit ist allem Verneinen nach ein psychosomatischer Zustand, der für die Betroffenen bedeutet, daß sie sich selbst von Lebens- und Kommunikationschancen abschneiden, die sie gerne wahrnehmen, aber auf Grund ihrer Scheuheit nicht wahrnehmen können. Es geht also, klassisch gesagt, um einen individuellen Hemmungszustand, der sich (als eine Unterart der Sozialphobien) soziologisch bearbeiten läßt im Blick auf soziale Auslösefaktoren und soziale Folgen, dies dann vornehmlich auf der Ebene der Interaktion.<sup>1</sup>

Bei den folgenden Überlegungen soll aber die gesellschaftstheoretische Analyse im Vordergrund stehen, begründet dadurch, daß sich gesellschaftsweit ein ausgreifender Beratungsmarkt etabliert hat, der verheißt, Schüchternheit beheben zu können, ein Markt, dessen Imposanz für wissenschaftlich gesonnene Beobachter unabweisbar ist. Sie ist ein deutliches Indiz dafür, daß Schüchternheit nicht mehr nur ein da und dort anfallendes, kleinräumig wirksames Individualproblem ist, sondern in den Kontext der funktionalen Differenzierung der Gesellschaft eingebettet werden kann.

I

Um die gesellschaftstheoretische Ebene der Analyse zu erreichen, ist es zunächst erforderlich, Schüchternheit von ihrer psychologischen Bearbeitung umzuschreiben auf Kommunikation, die in der ‚Allgemeinen Theorie der Sinnsysteme‘ (ATS) begriffen wird als elementare Einheit aller sozialen Systeme.<sup>2</sup> Kommunikation wird dabei gedacht als Syndosis dreier Selektionen: Information, Mitteilung und Verstehen. Die Information vertritt Fremdreferenz, die Mitteilung Selbstreferenz und das Verstehen den Anschluß an der einen

---

<sup>1</sup> Sobald Schüchterne in die Schriftform wechseln, verliert sich diese Ängstlichkeit, wie etwa Franz Kafka (ein großartig Schüchterner vor dem Herrn) in seinen Briefen an Milena Jesenska beweist. Auch ein Blick in das WWW zeigt, daß es ungezählte Foren des Gespräches von Schüchternen mit Schüchternen gibt – unschüchterne Gespräche, wenn man so will, weil Schüchternheit sich in der Schriftform nur thematisch nennen läßt, also den Anschluß nicht sabotieren kann.

<sup>2</sup> Ich habe mich privat entschlossen, der Theorie diesen Namen zu geben, damit wir nicht ständig seltsame Bezeichnungen wählen müssen wie: Systemtheorie der Bielefelder Provenienz.

oder anderen Seite dieser Unterscheidung – im Spiel der Kommunikation, das weder Bewußtsein noch sonst irgendwelche psychischen Momente enthält.<sup>3</sup> Sie ist der Name für ein zeittechnisches Arrangement, in dem Sinn gleichsam immer neu gestellt und verteilt wird. Dies vorausgesetzt, läßt sich fragen, wie Schüchternheit soziale, also kommunikative Form annimmt, wenn man nicht nur sagen will, daß über sie geredet wird, daß sie thematisiert und damit informativ werden kann. Schüchterne Leute äußern sich schließlich auch. Sie leiden nicht an Mutismus und gehören nicht in den Formenkreis autistischer Störungen. Ihr Problem ist, daß ihr Verhalten (ob sie reden oder nicht) gelesen werden kann als Mitteilung darüber, daß sie sich äußern wollen und sich nicht äußern können – zugleich. Der Körper kommentiert gleichsam diese Widrigkeit: durch Erröten, Stammeln, Augen senken, durch Händezittern und Signale der Fluchtbereitschaft.<sup>4</sup> Für Kommunikation auf der Interaktionsebene bedeutet dies, daß die Mitteilungsselektion unscharf und das soziale Verstehen (der Anschluß) prekär wird, da es jede Äußerung aufnimmt als Differenz von Mitteilung und Information, in diesem Fall aber die Differenz nicht typenscharf ermitteln kann, weil die Mitteilung ein sich selbst dementierendes Moment mit sich führt.

Im Normalfall stehen kommunikative Strukturen wie Takt, Ignorieren, behutsames Thematisieren etc. zur Verfügung. Mitunter kann Schüchternheit sogar attraktiv sein, seit altersher in Kontexten der Anbahnung von Intimsystemen etwa, in denen es um eine Gratwanderung zwischen zu wenig und zu viel Schüchternheit geht. Kurz: Sie ist ein nachgerade alltägliches Phänomen, das nicht selten gedeutet wird als Ausdruck einer Angst vor Kommunikation.

Wenn man diese Angst nicht einfach begreift als unnötig, falsch, behebbbar, als psychischen Irrtum, bietet es sich an, sie als begründet aufzufassen, und sei es nur aus heuristischen Gründen. In pointierter Formulierung: Ist Kommunikation tatsächlich gefährlich?

## II

Kommunikation ist, wie oben skizziert wurde, die (zeitgestützte) Synthese dreier Selektionen, nämlich: Information, Mitteilung und Verstehen. Eine mit jeder Kommunikation anfallende, selbst aber nicht kommunikative, vierte Selektion ist „die Annahme bzw. Ablehnung der mitgeteilten Sinnreduktion“.<sup>5</sup> Diese Annahme oder Ablehnung kann zwar in der Kommunikation mitgeteilt werden, eine Mitteilung *as usual*, aber: Sie bezieht sich auf das *psychische* Verstehen des mitgeteilten Sinnes und seine Akzeptanz/Nicht-Akzeptanz im

---

<sup>3</sup> Und schon deswegen nicht schüchtern sein kann.

<sup>4</sup> Symptome sind nach Auskunft der „Selbsthilfe soziale Phobie und Schüchternheit (Sozphobie.de): Erröten, Herzklopfen, Zittern, Schwitzen, beschleunigter Atem, trockener Mund, kalte Gliedmaßen, angespannte Muskulatur, nervöse Zuckungen im Gesicht oder der Gliedmaßen, Kribbeln in den Gliedmaßen

Beklemmung in der Brust, Atembeschwerden, Übelkeit, Bauchkrämpfe, Störungen des Verdauungstraktes, vermehrter Harndrang, erschwerte Blasenentleerung (Paruresis), Schwindel, Gefühl ohnmächtig zu werden, Wärme- und Kälteempfindungen, Erstarren, "Einfrieren" der Mimik, geistiger "Blackout" (das Entfallen einfacher Dinge), Schwierigkeiten einem Gespräch zu folgen, kein Wort herausbringen, beim Sprechen den Faden verlieren, Stottern. Kognitive Symptome: Gedanken, Gefühle, Glaube, sich zu blamieren, nicht gemocht zu werden, nicht kompetent genug zu sein, angestarrt zu werden, ausgelacht werden können, zu ruhig zu sein, langweilig zu wirken, beobachtet zu werden, Unsinn zu reden, nicht mithalten zu können, nichts bieten zu können, das 5. Rad am Wagen zu sein, ein Klotz am Bein zu sein, nicht zugehörig sein, keine gute Stimme zu haben, nichts zu können, nicht attraktiv zu sein, uninteressant zu sein, die anderen könnten schlecht über mich denken, hinter dem Rücken könnte über mich geredet/getuschelt werden, man könnte mir meine Aufregung ansehen, abgewiesen zu werden, fehl am Platz zu sein, nur dummes Zeug zu reden, nichts interessantes bieten/erzählen zu können, die Situation zu vermässeln, die anderen könnten mich nicht leiden/mögen, sonderbar zu wirken, häßlich zu sein, verlegen/verwirrt zu sein/wirken, niemand ist daran interessiert an dem was ich sage, und...was könnte mich entschuldigen zu gehen.

<sup>5</sup> Luhmann, N., Soziale Systeme, Grundriß einer allgemeinen Theorie, Frankfurt a.M. 1984, S.203.

psychischen System. Kommunikation „provoziert (darf man sagen: co-provoziert?) die Möglichkeit der Ablehnung.“<sup>6</sup>

Selten wird darauf geachtet, daß auch die Kommunikation über Strukturen und Prozesse der Annahme/Ablehnung verfügt. Zentral ist die in jeder Kommunikation mitappresentierte Möglichkeit, daß psychische Systeme für Kommunikation nicht in Betracht kommen, daß sie nicht als Mitteilungshandelnde konstruiert (ausgeflaggt) werden, daß die ‚Gegenzeichnung‘ (die ‚Signatur‘) nicht geschieht.<sup>7</sup> Diese Verweigerung heißt in der Sprache der Theorie: Exklusion. Sie ist (mit ihrem Schatten: Inklusion) eingebettet in das Theoriestück der *sozialen Adressabilität*.<sup>8</sup> Es besagt im Kern, daß soziale Systeme Strukturen entwickeln (eben: soziale Adressen), die *als* soziale Strukturen darüber befinden, in welcher Weise und wie sehr Leute für Kommunikation bedeutsam oder nicht bedeutsam sind. Altbekannt ist die (schematisierte) soziale Adresse der *Rolle*, der sich seit einiger Zeit die individualisierende Adresse der *Person* beigesellt.<sup>9</sup> Adressabilität ist aus diesem Grunde (wenn man über übliche Terminologien der Soziologie hinausgeht) im genauesten Sinne *existentiell*. Jede Kommunikations- und Lebenschance hängt davon ab, ob und wie jemand sozial adressiert wird, sogar die: überhaupt als ein ‚Jemand‘ ‚ratifiziert‘ zu werden.<sup>10</sup>

Im europäischen Mittelalter waren die Leute typenfeste ‚Jemande‘ via Schichtzugehörigkeit. Es gab zwar die Möglichkeit, aus der Schichtordnung herauszufallen, aber das hieß, als ‚wilder Mann‘ in den Wäldern hausen zu müssen, weder Herd noch Heimstatt zu haben, einer rechtlosen Vagabondage anzugehören, vogelfrei zu werden. Kurz: Innerhalb der stratifizierten Ordnung fanden sich wenig Möglichkeiten bzw. Notwendigkeiten für Individualisierung. Das ‚Adressenformular‘ des Mittelalters hatte keine entsprechende Rubrik – außer in Richtung Devianz.

Das ändert sich mit der funktionalen Differenzierung. Mit der Zerschlagung der Schichtordnung zugunsten autonom operierender Funktionssysteme wie Wirtschaft, Recht, Politik etc. fällt die ‚Typenfestigkeit‘ der Individuen aus, werden individuelle Lebensläufe zur Selbstverständlichkeit und sind deswegen erzählbar. Das Inklusionsprofil *einer* Schicht, in die man eingeboren ist, verliert sich; vielfältige Inklusions/Exklusions-Profile entstehen, die es nicht mehr erlauben, *ein* ‚Jemand‘ zu sein, sondern jedes Individuum ausstatten mit multiplen Möglichkeiten seiner Selbst- und Fremdbeschreibung.<sup>11</sup> Zwei Beispiele sollen verdeutlichen, wie diese Umstellung sozial allmählich griffig und bearbeitungsbedürftig wird.

a)

Im Spätmittelalter kam es im Kontext der Gerichtsbarkeit dazu, daß in Köln die kommunalen Bediensteten „vom Bürgermeister bis zu den städtische Kräne betreibenden Werkleuten – eine ‚Amtstracht‘ trugen, nicht jedoch die bei den zahlreichen Gerichten der Stadt tätigen Richter und Schöffen. So bekam zwar der Gewaltgerichtsbote sein ... zweifarbigen Gewand. Für den Richter des Gewaltgerichts war Ähnliches jedoch nicht vorgesehen. Auch bei den

---

<sup>6</sup> A.a.O., S.204.

<sup>7</sup> Vgl. umfangreicher Fuchs, P., *Der Eigen-Sinn des Bewußtseins, Die Person, die Psyche, die Signatur*, Bielefeld 2003.

<sup>8</sup> Vgl. Fuchs, P., *Adressabilität als Grundbegriff der soziologischen Systemtheorie*, in: *Soziale Systeme*, Jg.3, H1., 1997, S.57-79, als Detailstudie ders., *Weder Herd noch Heimstatt - Weder Fall noch Nichtfall. Doppelte Differenzierung im Mittelalter und in der Moderne*, in: *Soziale Systeme, Zeitschrift für soziologische Theorie*, H.2, 1997, S.413-437; ders., *Moderne Identität - im Blick auf das europäische Mittelalter*, in: Alois Hahn/Herbert Willems (Hrsg.), *Identität und Moderne*, Frankfurt a.M. 1999, S.273-297.

<sup>9</sup> Vgl. grundlegend Luhmann, N., *Die Form "Person"*, in ders., *Soziologische Aufklärung 6, Die Soziologie und der Mensch*, Opladen 1995, S.142-168 (auch in: *Soziale Welt* 42, 1991, S.166-175).

<sup>10</sup> Vgl. als Fallstudie: Fuchs, *Das Fehlen von Sinn und Selbst, Überlegungen zu einem Schlüsselproblem im Umgang mit schwerst behinderten Menschen*, Ms. Bad Sassendorf, Nov. 2009.

<sup>11</sup> Die hier exemplarische literarische Formel ist Robert Musils „Mann ohne Eigenschaften“. Vgl. dazu Fuchs, P., *Vom Etwas-ohne-Eigenschaften*, in: Kray, R./Luehrs-Kaiser, K. (Hrsg.), *Geschlossene Formen*, Würzburg 2005, S.77-93.

zahlreichen übrigen Kölner Gerichten gab es keine Kleidervorschriften, weder für die Richter noch für die Schöffen. Das Fehlen einer Richtertracht lässt sich auch für andere Städte dieser Zeit beobachten.“<sup>12</sup>

Will man das Problem konstruieren, im Blick auf das diese Merkwürdigkeit als Lösung gedeutet werden kann, bietet sich an, darauf zu achten, daß die Richter zumeist aus dem Rat der Stadt rekrutiert wurden. Diese Doppelstellung führte zu Streitigkeiten mit den kirchlichen Gerichten, aber auch mit den Zunftgerichten, den Gemeindegerichten etc. Im Prinzip ging es um Zuständigkeitsprobleme, modern gesprochen: um diese Mixtur aus politischen und rechtlichen Ämtern, die auf einzelne Personen vereinigt wurden, die dann gleichsam als Doppelleite beobachtet werden konnten, als Angehörige des Patriziats und als Richter. Die daraus resultierenden Konflikte wurden immer schärfer, Gewaltdrohungen immer häufiger.

Die Lösung, die sich dann ‚ausmündelt‘, nimmt zunächst die Konfliktbearbeitung heraus aus der ‚alltäglichen Kommunikation‘. Etabliert wird eine ‚Einfassung‘ oder Abgrenzung des Gerichtsverfahrens, Abgrenzung insofern, als es nun darauf ankommt, die rechtsförmige Konfliktbearbeitung so zu gestalten, daß das Austragen der Konflikte sich nicht auswirkt auf die sonstigen Rollen der Richter und der Schöffen. In diesem Kontext entwickelt sich die ‚Hegung des Gerichts‘, ein Komplex von Ritualen, von Skripten, die einzuhalten sind: Fest etablierte Fragen und Antworten gehören so dazu wie das Überreichen des Richterstabes.

Für unser Thema ist entscheidend, daß die Richter ihre Position nicht mehr markieren durch das Rollenattribut etwa einer spezifischen Kleidung, sondern durch ritualisiertes Körperverhalten. „Während der Verhandlungen hatte der Richter einen Stab in der Hand zu halten. Dabei wird der Stab nicht selten erst im Zuge der Hegung des Gerichts in einem ritualisierten Akt vom Richter aufgenommen. Ein Niederlegen bedeutete das Ende des Gerichtstages. Muss der Richter zu den Geschworenen treten, also aus der Richterrolle heraustreten, gibt er seinen Richterstab einer Person zur Aufbewahrung. Weiter ist dem Richter vorgeschrieben, der Verhandlung im Sitzen beizuwohnen. Dabei hat er, wie auf zahlreichen Darstellungen visualisiert, die Beine zu kreuzen ... Die Vorschriften, die die Gestik betreffen, wenden sich jedoch nicht nur an den Richter: Will eine Partei das Urteil des Kölner Hochgerichtes schelten, haben die Schöffen genau darauf zu achten, welche Körperhaltung die Person bei der Urteilsschelte eingemommen hat. Bei erneuter Behandlung des Falles wird danach gefragt, ob die Partei bei ihrer Urteilsschelte wirklich so gestanden habe, wie es sich in solch einem Fall gebührt.“

Fragt man sich hypothetisch, ob nicht eine Robe oder dergleichen eine viel bessere und leichter zu handhabende Signalisierung des Richter- bzw. Schöffenstatus gewesen wäre, sieht man schnell, daß damit das Problem des befristeten Wechsels der Rolle sich kaum hätte lösen lassen. Es kam ja gerade darauf an, eine Situation zu inszenieren, in der die Patrizierrolle befristet verlassen und die Richterrolle kurzfristig übernommen werden kann. Die transitorische Rolle wird auf diese Weise von der Dauerrolle unterschieden. Richter wird man durch das Ritual, und das Ende des Rituals beendet, wenn man so will, das Richter-sein. Das Ritual selbst fungiert als befristete ‚Negationsblockade‘, religionsähnlich insofern, als mit seiner genauen Einhaltung (und auf diese Präzision wird sozial geachtet) ein ‚Esse‘ erzeugt wird, das während des Rituals nicht verneint werden kann, aber nach seinem Ende gleichsam in ein ‚Posse‘ zurückfällt.

Man kann hier an ‚rites des passages‘ denken oder an Statusübergänge. Sie sind in Differenzierungsformen der Gesellschaft nötig, die vorsehen, daß die Geburt in eine Schicht festlegt, wer man dauerhaft sein kann und wer nicht; die sozialen Rollenerwartungen sind an

---

<sup>12</sup> Vgl. Arlinghaus, F.-J., Mittelalterliche Rituale in systemtheoretischer Perspektive. Übergangsriten als basale Kommunikationsform in einer stratifikatorisch-segmentären Gesellschaft, in: Baecker, F. (Hrsg.), Geschichte und Systemtheorie, Exemplarische Studien, Frankfurt a.M. 2004, S.108-156.

eine Ganzheit, gleichsam an die Physis und die Ausstattung eines Menschen gerichtet. Das Adressenformular läßt nur Einträge zu, die diesen totalisierenden Aspekt haben. Sprünge aus der Rolle werden eingeordnet in ein Register dämonischer Wirkungen, in ein Register der ‚Formwidrigkeit‘.<sup>13</sup> Entsprechend müssen Menschen, die die Rolle dauerhaft wechseln, etwa in ein Kloster eintreten, beobachtet werden: als andere Menschen als die, die sie zuvor waren. In unserer Diktion: Die soziale Adresse kann nicht teilweise, sie muß ganz umgestellt werden.

Unser Beispiel zeigt, wie diese Komplettumstellung vermieden wird: durch die Befristung der aktuellen Rolle (hier: Richter) und das ‚Zurückkippen‘ in die eigentliche, in die Seins-Rolle (hier: Patrizier). Vermuten läßt sich, daß dieses ‚Kippen‘, das unter hohem sozialem Aufwand möglich wird, die Differenz von Selbigkeit und Verschiedenheit mehr und mehr registrabel macht, oder anders ausgedrückt: daß in den wechselnden Rollen etwas durchgehalten wird, das weder der Richter noch der Patrizier ist.

b)

Ein zweiter Strang zur Individualisierung der sozialen Adresse läßt sich beobachten anhand dessen, was im Wort ‚Formular‘ mitgesagt ist, das selbst eine evolutionäre Errungenschaft bezeichnet. Sie hängt an der Einführung des Buchdrucks, der es gestattet, problemlos Lückentexte herzustellen, die im Blick auf das Gedruckte und die für Einträge leergelassenen Stellen (Vakanzen) endlos in gleicher Form reproduziert werden können. Es gab zuvor schon die Möglichkeit des Blankettschreibens, aber erst mit dem Druck kommt es zu einer (zunächst kanzleitechnisch bedeutsamen) folgenreichen Veränderung: Die Kanzleien können in einem ungeahnten Ausmaß ihre Operationen formalisieren und in gewisser Weise ‚uniformieren‘. Die Probleme, die sie bearbeiten müssen, lassen sich schematisieren, sich reduzieren auf Anwendung-Im-Fall-von.

Man hat es nicht mehr nur mit Vorschriften zu tun, sondern mit Vordrucken, die die weitere Informationsverarbeitung steuern und Problemlösungsmöglichkeiten standardisieren. Sie werden zu einem universalen Medium der Fallerzeugung und deambitrisieren auch die Möglichkeiten handschriftlicher, heute schreibmaschinen- und computertechnischen Einträge. Am Formular läßt sich erkennen, was überhaupt individuell in die Leerstellen eingefügt werden kann und was typisch nicht. Formulare sind, so gesehen, Abweichungsdetektoren. Zugleich führt die Abstraktion des vorgegebenen Formulars dazu, daß in den Eingaben Konkretheit erzeugt wird. „Das gedruckte Formular verhält sich dabei zur handschriftlichen Eintragung wie das abstrakte Gesetz zum konkreten Fall.“<sup>14</sup>

Diese Differenz wird mit den Ordnungsbedürfnissen der funktionalen Differenzierung: allgegenwärtig. Nichts und niemand entzieht sich der Formularisierung. Das heißt: Jeder und jede wird erfaßt durch die Arbeit der Differenz zwischen Abstraktion und individueller Konkretheit und heute davon, daß die Formularisierung in kaum einsehbaren Hintergründen der Individuen mitlaufen.

Auf solchen und ähnlichen Hintergründen differenziert ein Typus der sozialen Adresse aus, der auf Individualität hin beobachtet, also auf Leute ‚individuelle Einschränkungen des Verhaltens‘ projiziert: die *Person*. Anders als die Rolle ist die Person als soziale Struktur wenig schematisiert. Sie kondensiert als Struktur der Beobachtungen von Besonderheiten

---

<sup>13</sup> Siehe zu diesem Ausdruck Tillich, P., Das Dämonische, Ein Beitrag zur Sinndeutung der Geschichte, in: Sammlung gemeinverständlicher Vorträge und Schriften aus dem Gebiet der Theologie und der Religionsgeschichte 119, 1926, S.1-44, S.6.

<sup>14</sup> Vismann, C., Akten. Medientechnik und Recht, Frankfurt a. M., 2. Aufl. 2001, S.160f.

eines Menschen. Sie kann als Lösung des Problems rekonstruiert werden, wie in der Zone funktionaler Differenzierung Besonderung und Singularisierung ermöglicht wird, als Lösung, von der man sagen kann, daß sie selbst ein Problem generiert, das dann psychisch ausnutzbar ist: in der Konstruktion der *Unperson*.

### III

"In gewissem Grad sind wir wirklich das Wesen, das die anderen  
in uns hineinsehen, Freunde wie Feinde. Und umgekehrt! auch wir sind die  
Verfasser der anderen; wir sind auf eine heimliche und unentrinnbare Weise  
verantwortlich für das Gesicht, das sie uns zeigen, verantwortlich nicht  
für ihre Anlage, aber für die Ausschöpfung dieser Anlage."  
Max Frisch

‚Unperson‘ ist von Luhmann nicht pejorativ gemeint. Der Ausdruck bezeichnet zunächst die psychischen Effekte der Adressierung als Person, Effekte, die daraus resultieren, daß diese individualisierende Adresse den Leuten zumutet, bestimmte Leute zu sein, Leute *mit* Eigenschaften. In der Lautlosigkeit des psychischen Systems entwickelt sich, so die These, im Blick auf solche Zumutungen eine Struktur, in der Affirmationen und Negationen der je angesonnenen, individuellen Merkmale ‚zirkulieren‘, eine Struktur, die psychisch Konformität und Devianz kombiniert und über Devianz ‚interne‘ Individualität herstellt. Der Name dieser Struktur ist ‚Unperson‘, wobei das Privativum ‚Un‘ markiert, daß sich in die Psyche keine kommunikativen Strukturen einfädeln können.

Die Differenz von Person/Unperson ist demnach ein Schlüsselschema für die Beobachtung von Individualität. Dieses Schema erlaubt es (wegen der Aufeinander-Verwiesenheit seiner Seiten), zu formulieren, daß es in sozialen *und* psychischen Systemen wirksam ist. Die soziale Adresse der Person eröffnet psychische Negationsmöglichkeiten, die die ‚Unperson‘ generieren. Die Unperson selbst erzwingt (da sie individuelle Devianz darstellt) ein Aussteuern und Verschweigen der Abweichungen, die – wenn sie bekannt würden – sich sofort in die ‚Person‘ einschreiben ließen und die Adressabilität in einem entscheidenden Punkt beschädigen könnten. Die ‚Pflege‘ der Person muß ebenso vermeiden, daß dieser Adresse negative Momente durch soziale Phänomene wie ‚Klatsch‘ beigefügt werden.<sup>15</sup>

Diese komplexen Umstände lassen sich als Risiken der Beteiligung psychischer Systeme an Kommunikation begreifen, Risiken (und nicht nur Gefahren), weil sich diese Beteiligung nicht immer, aber doch oft auch vermeiden läßt.<sup>16</sup> Andocken an das Spiel der Kommunikation, das bedeutet, sich der sozialen und psychischen Beobachtung auszusetzen und im Blick auf die Person anders beobachtet werden zu können, als man es wünschen mag.<sup>17</sup> Niemand ist in der Moderne durch ‚Schichtsicherheit‘ abgeschottet gegen abweichende Personalisierung.

---

<sup>15</sup> Vgl. Bergmann, J.R., Klatsch, Zur Sozialform der diskreten Indiskretion, Berlin - New York 1987.

<sup>16</sup> Siehe zur hier genutzten Unterscheidung von Risiko und Gefahr Luhmann, N., Sicherheit und Risiko aus der Sicht der Sozialwissenschaften, in: 4. Akademie-Forum: Die Sicherheit technischer Systeme, Vorträge N 351 der Rheinisch-Westfälischen Akademie der Wissenschaften, Opladen 1987, S.63-66. Luhmann, N., Risiko und Gefahr, in ders.: Soziologische Aufklärung Bd.5, Konstruktivistische Perspektiven, Opladen 1990, S.131-169.

<sup>17</sup> In ‚Beobachtung‘ steckt auch immer ein ‚Gib Obacht‘ und auch: Acht und Bann. Vgl. Fuchs, P., Das Fehlen einer Absicht, in: Jahraus, O./Ort, N. (Hrsg. unter Mitwirkung von Schmidt, B.M.), Beobachtungen des Unbeobachtbaren, Weilerswist 2000, S.9-13.

Das erklärt, warum die seit Olympos Zeiten bekannte Form als schüchtern lesbaren Verhaltens in der Individualisierungsdrift funktionaler Differenzierung eine unübersehbare Prominenz gewinnt. Dieses Verhalten teilt mit (kann als eine Mitteilung darüber aufgenommen werden), daß es jemandem nur mit Mühe gelingt, sich in der Kommunikation zu exponieren, aber sich genau damit exponiert als jemand, in dessen personale Adresse diese Strategie der ‚halbherzigen‘ Teilnahme/Teilnahmeverweigerung eingetragen wird. Es geht dann nicht mehr nur darum, unter bestimmten Bedingungen schüchtern aufzutreten, sondern auch darum, als schüchtern, wenn man es klassisch ausdrücken will, stigmatisiert zu werden und damit auf der Ebene individualisierender Kommunikation nicht mehr als der, der man sein will, in Betracht zu kommen.

Nun kann man einwenden, daß diese Überlegungen sehr stark in psychischer Systemreferenz gearbeitet sind. Es scheint um individuelle Probleme mit den Risiken der Kommunikation zu gehen, um Psychen mit spezifischen Idiosynkrasien. Aber wieso kann man sagen, daß diese Idiosynkrasien sozial erfolgreich sind?

#### IV

„Schüchternheit ist ein Fehler, den man nicht tadeln darf, wenn man ihn heilen will.“  
(F. Duc de La Rochefoucauld)

Eine mögliche Antwort referiert darauf, daß der Ausdruck von Gefühlen im Verlauf der funktionalen Differenzierung (und zusammenhängend mit der Individualisierung) mehr und mehr nicht nur sozial akzeptiert, sondern sogar gefördert und gefordert wird. Kühles, trockenes, auf Argumentation konzentriertes Verhalten, wie es etwa die Auflärung vorsah, gilt als nicht-authentisch. Auch Angst kann und darf mitgeteilt werden und tritt nicht selten in die Funktionsstelle eines Argumentes ein, das nicht bestreitbar ist.<sup>18</sup> Man könnte von der ‚zwanglosen Überzeugungskraft‘ der Mitteilung von Ängsten reden.

Wenn Schüchternheit unter die Sozialphobien zu rechnen ist, also die Furcht oder Angst bezeichnet, die Menschen Schwierigkeiten bereitet, an Kommunikation zu partizipieren, ist es verwunderlich, daß Schüchternheit trotz ihrer Normalität nicht zu den Ängsten gehört, die sozial anerkannt werden, sondern zu denen, die sich beheben lassen und: die behoben werden sollen. Schüchtern zu sein, ist weder psychisch noch sozial attraktiv – zieht man den Sonderfall der auf Intimität zielenden Kontaktaufnahmen ab. Und das mag genau daran liegen, daß Schüchternheit, von Kommunikation her gesehen, Kommunikation auf Anschlußunschärfe stellt, eine Belastung, die ihre Auslöser als schüchtern disqualifiziert.<sup>19</sup>

Diese Disqualifikation wirkt *tendentiell exklusiv*. In geballter Formulierung: Schüchternes Verhalten reproduziert das Problem, dessenthalben es schüchtern ist. Man könnte es *cum grano salis* ein Verhalten nennen, das auf ‚Selbstexklusion‘ aus ist, auf Vermeidung von Inklusion, dies dann wesentlich auf der Interaktionsebene – buchstäblich in Formulierungen wie: ‚Ich würde am liebsten im Erdboden versinken.‘, oder: ‚Ich würde mich am liebsten in Luft auflösen.‘, oder: ‚Ich möchte mich ins nächste Mausloch verkriechen.‘

<sup>18</sup> Vgl. dazu Luhmann, N., *Ökologische Kommunikation, Kann die moderne Gesellschaft sich auf ökologische Gefährdungen einlassen?*, Opladen 1986, Kap. XIX.

<sup>19</sup> Diese Qualifizierung geht (wie eine alte Bedeutung des Wortes anzeigt) in Richtung ‚Blödigkeit‘, das heißt auch: schon früh in Richtung ‚Individualisierung‘. Vgl. Stanitzek, G., *Blödigkeit. Beschreibungen des Individuums im 18. Jahrhundert*, Tübingen 1989.

Es ist dieser Punkt, der unter Bedingungen der funktionalen Differenzierung zum Problem wird. Dieser Differenzierungstyp tritt an, wenn man so sagen darf, mit der Legitimitätsformel der *All-Inklusion*. Die Ablösung der Schichtordnung und das ‚Ausfällen‘ autonom operierender Funktionssysteme erzwingt die zu garantierende Chance, an allen Funktionssystemen partizipieren zu können oder zu dürfen. Im Blick auf diese Chance werden die Individuen *homogenisiert* und auf ‚gleich‘ gestellt.<sup>20</sup> Vor diesem Hintergrund (dessen kontrafaktische Züge leicht zu sehen sind) wird Ungleichheit in den Inklusionschancen sozial beobachtbar: als ein Skandalon, als ein ‚Das darf nicht sein ...‘.

Allerdings muß der Ausdruck ‚Selbstexklusion‘ noch präzisiert werden, weil Inklusion/Exklusion ein sozial fungierendes Schema ist. Kein Mensch kann sich die Logik dieser Theorie vorausgesetzt, selbst inkludieren, selbst exkludieren. Aber: Psychische Systeme verfügen, wie eingangs festgehalten wurde, über die Möglichkeit, kommunikativ offerierten Sinn abzulehnen bzw. zu akzeptieren, aber darüberhinaus auch über die Möglichkeit, ihre eigene Beteiligung an Kommunikation gleichsam stellenweise zu suspendieren. Die Apotaxis, die Weltflucht von den Eremiten bis zu den Mönchen, ist ein geläufiges Beispiel.<sup>21</sup> Selbstexklusion soll als Begriff dann eingesetzt werden für genau diese, in vielerlei Kontexten unter Modernitätsbedingungen auftretende Suspendierung, sei sie geplant, sei sie gebunden an Angst.

Schüchternheit ist, wie wir jetzt sagen können, ein offenbar massenweise vorkommendes Selbstexklusions-Phänomen.<sup>22</sup> Es ist sozial nicht ignorabel, weil es das All-Inklusionsgebot gewissermaßen von außen unterläuft, von einer psychischen Umwelt her, die nicht verantwortlich gemacht werden kann, *weil* Schüchternheit in den seltensten Fällen von Psychen gewollt wird. Schüchterne handeln nicht, sie erleben.<sup>23</sup>

Es ist jener Erlebensaspekt, der als Ansatzpunkt der Fahndung nach Phänomenen dienen soll, die als Lösungen des eben konstruierten Problems gedeutet werden können. Ein Grundzug funktionaler Differenzierung ist nämlich, daß Erleben (vor allem, wenn es mißlich ist) nicht mehr als schicksalhaft gilt und im Prinzip umdirigiert werden kann auf ‚Störung‘, auf Krank- und damit Behandelbarkeit. Ein bißchen steil formuliert: Es bildet sich in den Kernzonen funktionaler Differenzierung eine Tendenz zur ‚Entschicksalung‘, die psychische Zustände einbezieht: als umdirigierbar durch Beratung und Therapie. Schüchternheit fällt unter diesen Vorgang: Sie ist nicht mehr wesenhaftes Merkmal bestimmter Menschen, sondern wird de-ontologisiert, wird *kontingent*, wenn man darunter versteht: weder notwendig noch unmöglich.

Für schüchterne Leute stellt sich dann die Schwierigkeit ein, daß sie gar nicht schüchtern sein müßten, wenn sie sich hätten beraten und therapieren lassen. Sie können beobachtet werden als: selbst schuld an ihrem Lebensproblem. Der Therapie-, Beratungs- und Selbsthilfegruppenmarkt ist von der Angebotsseite her ein Riesenmarkt, der, weil es ihn gibt, einschüchternd auf Schüchterne wirkt: Sie können und dürfen nicht behaupten, daß sie nichts gegen ihr Verhalten und dessen soziale Folgen täten. Auf Strategien der Selbstexklusion zu bestehen, ist – sozial gesehen – nicht plausibel. Auch deswegen zählt Schüchternheit nicht (wie etwa Angst) als Argument, obgleich sie sich somatisch als Angst zu erkennen gibt.

---

<sup>20</sup> Vgl. dazu Fuchs, P., Das Phantasma der Gleichheit, in: Merkur 570/571, 1996, S.959-964.

<sup>21</sup> Vgl. Fuchs, P., Die Weltflucht der Mönche, Anmerkungen zur Funktion des monastisch-asketischen Schweigens, ZfS, H.6, Jg. 15, Dezember 1986, S. 393-405 (auch abgedruckt in Luhmann, N./Fuchs, P., Reden und Schweigen, Frankfurt a. M. 1989).

<sup>22</sup> Google weist mir am 12.11.09 unter dem Suchwort ‚schüchtern‘ 1 650 000 Fundstellen aus.

<sup>23</sup> Siehe zu diesem Dual Luhmann, N., Erleben und Handeln, in ders., Soziologische Aufklärung, Bd.3, Opladen 1981, S.67-80. Wenn auf Handeln zugerechnet wird, gilt die Zurechnung dem System; wenn auf Erleben attribuiert wird, bezieht sie sich auf die Umwelt.

Auffällig ist, daß ein anderes Phänomen, nämlich die öffentliche (massenmedial vorgeführte) Produktion peinlichen Verhaltens<sup>24</sup>, zwar ebenso imposant erscheint wie Schüchternheit, aber nicht oder kaum Beratung und Therapie auf sich zieht. Aber das könnte genau daran liegen, daß diese Art der Peinlichkeit im Gegensatz zur Selbstexklusion als forcierte Selbstinklusion lesbar ist, als exzessives Bemühen darum, kommunikativ registriert zu werden – als ‚Jemand‘, der zählt: auf Teufelkommaus ...

V

"Zusammensetzspiel

Ein Mosaik aus Ich und Du,  
aus Wir und Ihr und Augenzu,  
aus Hängtihnauf und Schießtihntot,  
aus Weiß- und Schwarz- und Kuchenbrot,  
aus Himmel, Hölle, Erdensand,  
aus Feindesfuß und Bruderhand,  
aus Dir und Mir und Mein und Dein,  
aus Traurig- und aus Glücklichein:  
setz zu dein Teilchen lebenslang  
und kitt es mit Zusammenhang."  
Günter Kuhnert

„Vielleicht lächelt der zunehmende Mond ungläubig,  
wenn man ihm sagt, daß er ein Bruchstück ist,  
das auf Vollendung wartet.“  
R. Tagore

Jemand sein zu wollen, der zählt, oder vermeiden zu wollen, als jemand beobachtet werden zu können, der nicht zählt – in diesen gleichsam antagonistischen Verhaltensmöglichkeiten ist ein weiteres Bezugsproblem für die soziologische Analyse von Schüchternheit angespielt: das Problem des ‚Jemand‘. In stratifizierten Sozialformationen stellt sich die Frage nach dem ‚Jemand‘ nicht, weil das Eingeboren-sein in eine Schicht immer schon entschieden hat, wer man ist und was man allenfalls sein kann.

Im Übergang zur funktionalen Differenzierung ist diese Identifikation nicht mehr umstandslos möglich. Die Gesellschaft wird, wie man sagt, polykontextural, heterarch, hyperkomplex. Sie ist nicht mehr auf Einheit hin trimmbar, kennt keine nicht gegenbeobachtbaren Positionen, fällt keine Repräsentation ihrer Identität aus. Die These ist dann, daß dies nicht mehr nur für die Gesellschaft gilt, sondern psychische Systeme mitbetrifft. Die soziale Adresse der Person gravitiert nicht mehr um eine identitäre Einheit, die problemlos behauptet werden könnte. Sie wird listenförmig, heterarch, polykontextural.<sup>25</sup>

Das Gegenspiel dieser ‚Listenförmigkeit‘, die Organisation der Psyche, wird damit einer Sozialisation ausgesetzt, durch die es immer schwieriger wird, die Einheit der Unperson oder die Einheit eines SELBST zu stabilisieren. Niemand zählt mehr als eine Ganzheit, jeder ist (so

<sup>24</sup> Vgl. Fuchs, P., Die Funktion der Peinlichkeit – modern, in: Huber, J./Ziemer, G./Zumsteg, S. (Hrsg.), Archipele des Imaginären, Wien – New York 2008, S.209-223.

<sup>25</sup> Vgl. umfangreicher Fuchs, P., Das Maß aller Dinge, Eine Abhandlung zur Metaphysik des Menschen, Weilerswist 2007.

die romantische Entdeckung) ein Konvolut von Fragmenten, das sich nicht zur Ganzheit aufrunden läßt.<sup>26</sup>

Vor dem Hintergrund dieser Problemkonstruktion leuchten Phänomene ein wie etwa die semantisch sehr wirksame, gleichwohl kuriose Präention auf ‚Ganzheitlichkeit‘, aber vor allem die Ausdifferenzierung von *Intimsystemen*, in deren Zentrum die *Komplettbetreuung von Menschen im Modus der Höchstrelevanz* steht.<sup>27</sup> Sie liefern die (romatisch codierte) Möglichkeit an, daß Individuen in all ihren Lebenshinsichten zur Kenntnis genommen werden und von gleichsam überspannter Bedeutung sind. Sie sind Inklusionseinrichtungen, die das Markieren von Menschen als kommunikativ relevant massiv verstärken, ‚Relevanzverstärker‘ mithin, die daraufhin ausgelegt sind, die Leute aus der kommunikativen Poly-Adressabilität herauszunehmen und sie als Einheit zu behandeln, sie zu ‚de-fragmentarisieren‘ und nichts für unwichtig zu halten, was sie betrifft.<sup>28</sup>

Man könnte auch sagen: Intimsysteme sind die sozialen ‚Orte‘, an denen ‚Jemande‘ der Form nach immer zählen. Das erklärt die nachgerade ungeheuerliche Bedeutung, die psychisch und sozial der ‚Intimität‘ in all ihren Varianten beigemessen wird. Man kann überall als irrelevant beobachtet werden, nur nicht in Systemen der Intimität, zu denen ja auch die Familie zählt.<sup>29</sup> Es ist deswegen kein Wunder, daß Schüchternheit in der Moderne wesentlich im Kontext der Anbahnung von Intimkontakten problematisch wird, daß kaum ein Ratgeber, kaum ein Therapeut, kaum ein Betroffener darauf verzichtet, dieses Problem als zentral zu behandeln.

Es fügt sich, daß die Form der Intimität genau das erzwingt und gangbar macht, was in den Beschreibungen und Theorien der Schüchternheit als schwierig gilt: Intimsysteme (und besonders Familien) übersetzen operativ die Funktion der Komplettbetreuung in *enthemmte Kommunikation*.<sup>30</sup> Sie sind enthemmende Systeme, in denen nahezu alles, was ihre Mitglieder anbetrifft, zum Thema avancieren kann.<sup>31</sup> Sie lassen keinen Raum für Schüchternheit.

Mißlingt die Inklusion in Intimsysteme auf der Basis von Schüchternheit, greifen funktionale Äquivalente, insbesondere die Domänen der Psychoanalyse und der Psychotherapie. Auch sie betreiben fraglos enthemmte Kommunikation – hier nicht mehr konditioniert durch ‚Liebe‘, sondern durch Zahlungen, die es rechtfertigen, sich auf Enthemmung einzulassen.

Honny soit qui mal y pense.

---

<sup>26</sup> Vgl. Ostermann, E., Der Begriff des Fragments als Leitmetapher der ästhetischen Moderne, in: Behler, E. et al. (Hrsg.), Athenäum, Jahrbuch für Romantik, Jg.1. 1991, Paderborn - Wien - München - Zürich 1991, S.189-205. Siehe auch Fuchs, P., Die Form romantischer Kommunikation, in: Ernst Behler et.al. (Hrsg.), Athenäum, Jahrbuch für Romantik, Jg.3, Paderborn, München, Wien, Zürich 1993, S.199-222.

<sup>27</sup> Vgl. Fuchs, P., Liebe, Sex und solche Sachen, Zur Konstruktion moderner Intimsysteme, Konstanz 1999. Zum Motiv der Höchstrelevanz siehe Tyrell, Romantische Liebe – Überlegungen zu ihrer „quantitativen Bestimmtheit“, in: Baecker, D. et al. (Hrsg.): Theorie als Passion. Niklas Luhmann zum 60. Geburtstag, Frankfurt a.M. 1987, S. 570-599. Grundlegend ist: Luhmann, N., Liebe als Passion, Zur Codierung von Intimität, Frankfurt a. M. 1982.

<sup>28</sup> Hier steht jetzt nicht zur Diskussion, daß dieses Ansinnen selbst Unwahrscheinlichkeiten produziert, die solche Systeme scheitern lassen bzw. in der Form der Ehe auf ein erträgliches Maß reduziert werden.

<sup>29</sup> Es ist klar, daß es auch in Familien Strategien der Irrelevanz-Erklärung gibt, aber dies führt, wie man weiß, entschieden zu psychischen Störungen.

<sup>30</sup> Vgl. Luhmann, N., Sozialesystem Familie, in ders. (Hrsg.), Soziologische Aufklärung 5, Opladen 1990.

<sup>31</sup> Ebendeshalb stimulieren diese Systeme hoch raffiniertes Bewußtsein in ihrer Umwelt, das es versteht, zu schweigen und zu lügen, also der Thematisierung auszuweichen. Dies ist zugleich der Extremdruck, der vor allem auf pubertierenden Familienmitgliedern lastet.